

1880er Jahren durch Förderung reichsdeutscher Akteure zu einer „zentralen Stellschraube der Volkstumsarbeit“ (Schatz, S. 164) ausgebaut wurde. Die Auswahl der Studien repräsentiert nur bedingt das Konzept des Bandes, das unter dem „auslandsdeutschen Schulwesen“ de facto alle Schulen mit deutscher Unterrichtssprache außerhalb der jeweiligen Territorien deutscher Länder versteht. Die Gemeinsamkeit der Fallstudien liegt, wie oben bereits erwähnt, in der Tatsache begründet, dass deutschsprachige Bildungseinrichtungen im östlichen Europa seit 1918 zunehmend zum Ziel reichsdeutscher, auf Grenzrevision und, wie man heute sagen würde, Ethnomanagement verpflichteter Agitationspolitik wurden. Dadurch – und nicht etwa, weil die Unterrichtssprache Deutsch war – wurden sie Teil eines Netzwerkes. Die Frage, welche Einrichtungen unter den Sammelbegriff „deutsches Auslandsschulwesen“ subsumiert werden können, drängt sich vor allem bei solchen Beispielen auf, wo Akteure Gründungen von deutschsprachigen Schulen förderten, ohne ein eigenes Interesse am „Deutschtum“ zu haben, wie etwa die protestantischen, durch den Zaren geförderten Schulgründungen in Łódź.

Der Versuch, Geschichten nationaler Schulkämpfe⁴ und der Vereinnahmung der Schulen der deutschen Minderheiten im östlichen Europa durch die revisionistische Politik des Deutschen Reiches zum Bestandteil einer übergreifenden Geschichte des „deutschen Auslandsschulwesens“ zu machen, birgt zudem die Gefahr, die Bildungseinrichtungen im gemischtsprachigen vornationalen östlichen Europa für ein nationales – deutsches – Narrativ zu vereinnahmen. Abgesehen von dieser konzeptionellen Kritik ist der Band eine Fundgrube neuer und anregender Studien zum Bildungswesen im östlichen Europa des 20. Jh.

Bautzen

Jana Piňosová

⁴ MIKULÁŠ ZVÁNOVEC: Der nationale Schulkampf in Böhmen. Schulvereine als Akteure der nationalen Differenzierung (1880–1918), München 2021.

Thies Schulze: Katholischer Universalismus und Vaterlandsliebe. Nationalitätenkonflikte und globale Kirche in den Grenzregionen Ostoberschlesien und Elsass-Lothringen 1918–1939. Brill – Ferdinand Schöningh. Paderborn 2021. XII, 464 S., 3 Kt. ISBN 978-3-506-79270-9. (€ 89,-)

Region, Religion und Nationalitätenkonflikte im transnationalen Vergleich sind ein aktueller Trend in der Forschung. Wie Thies Schulze in der Einleitung seiner Habilitationsschrift überzeugend darstellt, rückt die Region als Untersuchungsraum zwischen der National- und Globalgeschichte immer stärker in den Fokus. Diese sei häufig von „Unschärfe und Mehrdeutigkeit“ (S. 9) geprägt, da Fragen von Zugehörigkeit, Identität und Loyalität in Grenzgebieten und Peripherien ineinander verschwimmen würden. In seinem Forschungsüberblick geht Sch. auf diese Entwicklung anhand der wesentlichen Trends und Werke seit den 1980er Jahren ein, ohne sich dabei in zu vielen Einzelheiten zu verlieren.

Als Untersuchungsregionen hat er zwei Grenzgebiete ausgewählt, die an der „Peripherie“ des Deutschen Kaiserreichs lagen und sich damit, trotz aller Gegensätze im sozialen und gesellschaftlichen Aufbau, sehr gut miteinander vergleichen lassen: Ostoberschlesien und Elsass-Lothringen. Beide Regionen waren von einer überwiegend römisch-katholischen Bevölkerung geprägt, die vor dem Umbruch des Jahres 1918 mit der Herausforderung zu kämpfen hatte, von einer protestantischen und deutschsprachigen Elite beherrscht zu werden, und die ihre Autonomie und religiöse bzw. kulturelle Eigenständigkeit in einer Zeit des Umbruchs und Wandels zu bewahren suchte. Der Vf. gibt einen Überblick auf diese Vorgeschichte, insbesondere hinsichtlich der konfessionellen und nationalen Konflikte. Besonders interessant ist dabei, dass die Repräsentanten des Kaiserreichs, trotz aller Spannungen, vor allem gegenüber Elsass-Lothringen durchaus flexibel reagierten und bis zu einem gewissen Grad auf die lokalen Besonderheiten eingingen. Dies war in Oberschlesien weniger häufig der Fall, was sicherlich auch an dem kulturellen Überlegenheitsgefühl

gegenüber der polnischsprachigen (bzw. den lokalen Dialekt sprechenden) einheimischen (Industrie-)Arbeiterschaft lag. Die Frage nach der konfessionellen Zugehörigkeit dominierte beide Regionen, was der zeitgenössischen Vorstellung, ein Volk müsse hinsichtlich von Abstammung, Sprache und „Kultur“ homogen sein, widersprach. Stattdessen prägten komplexe Formen von Loyalität und Zugehörigkeit die Regionen, wobei die römisch-katholische Kirche oft den einzigen verbindenden Faktor darstellte. Der Erste Weltkrieg brachte schließlich für beide Untersuchungsgebiete fundamentale Veränderungen mit sich: Elsass-Lothringen fiel unmittelbar zurück an Frankreich, das diese Provinzen nach der Niederlage im Krieg gegen das im Entstehen begriffene Deutsche Kaiserreich 1870/71 verloren hatte. Ostoberschlesien wurde dagegen, nach einem konfliktreich verlaufenden Plebiszit, als östlicher Teil Oberschlesiens dem neuen polnischen Staat angeschlossen. Damit zerbrach die administrative Einheit Preußisch-Schlesiens, und beiderseits der neuen Grenze blieben nationale Minderheiten zurück.

Im Hauptteil seines Buches befasst sich Sch. mit der komplexen Anpassung der Regionen an die neuen Staaten unter dem Aspekt von Nation und Religion vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Machtergreifung durch die Nationalsozialisten. Während Frankreich und Polen die Übernahme dieser Regionen als „Rückgewinnung“ verstanden, war die tatsächliche Situation komplexer: Große Teile der Bevölkerung verstanden sich weiterhin als Deutsche; und viele Einheimische beharrten auch gegenüber der neuen Staatsmacht auf der Einhaltung ihrer bestehenden Autonomieeichte in kulturellen und besonders in religiösen Fragen. Obwohl Frankreich mehrheitlich katholisch war, spitzte sich der Konflikt zwischen Elsass-Lothringen und der Zentralregierung zu, da die in Paris regierenden Sozialisten wichtige Bereiche, wie etwa das Schulwesen, vollständig zentralisieren wollten. Sch. beschreibt anhand des ausführlichen und hervorragend zusammengestellten Quellenmaterials, wie die lokalen Pfarrer mit diesen Konflikten umgingen, die für viele Gemeinden eine Zerreißprobe darstellten.

Ähnlich stellte sich die Situation in Ostoberschlesien dar: Obwohl im neuen polnischen Staat der Katholizismus sogar zur Staatstradition gehörte, entbrannte ein Konflikt zwischen lokalen, oft weiterhin ihrem deutschen Bischof (in Breslau) treuen Priestern, den Anhängern der polnischen Nationalbewegung sowie den Befürwortern einer Autonomie. Ab 1925 entstand außerdem ein neues Bistum in Kattowitz, das die Kirchenstrukturen in Ost-Oberschlesien den polnischen angleichen wollte. Das Quellenmaterial ist auch hier gut ausgewählt, wobei die inzwischen leicht zugänglichen und in der aktuellen Forschung ausführlich bearbeiteten (konfessionellen) Zeitungen deutlich stärker hätten berücksichtigt werden können. Eine Quellengattung, die dagegen neue und hochspannende Einblicke in die Thematik eröffnet, sind die Materialien aus den vatikanischen Archiven. Diese wurden von Schlesien-Historiker:innen aufgrund des schwierigen Zugangs und fehlender (italienischer) Sprachkenntnisse bisher kaum beachtet. Sch. eröffnet so neue Perspektiven, welche die Sichtweisen nicht nur der Kirchenführung, sondern auch der Priester aus den Regionen, die sich mit Klagen an den Vatikan wandten, klarer hervortreten lassen. Häufig wird dabei „allzu Menschliches“ sichtbar: die vielen Streitereien um Ämter und oft auch persönlichen Anfeindungen untereinander, die nicht selten in die nationalen Konflikte einfließen.

Eine Schwäche der Arbeit ist allerdings die Darstellung zur allgemeinen politischen Situation des neuen polnischen Nationalstaats, in die sich leider einige (vermeidbare) Fehler eingeschlichen haben. So war der 11. November keineswegs der Tag der polnischen Unabhängigkeitserklärung, sondern lediglich der Übernahme der militärischen Führung durch Józef Piłsudski (der Jahrestag blieb ebenfalls hochumstritten und wurde erst ein Jahr vor dem deutschen Überfall erstmals als solcher begangen). Die ersten Wahlen zum Verfassungsgebenden Sejm fanden nicht im November 1919 (S. 29), sondern bereits am 26. Januar 1919 statt. Die diplomatische Anerkennung Polens durch viele europäische Staaten erfolgte bereits im Januar 1919 und nicht erst nach dem Abschluss des Versailler Vertrags.

Diese Fehler sowie weitere missverständliche Formulierungen und Ungenauigkeiten finden sich an mehreren Stellen, besonders in Bezug auf Polen.

Das Verständnis von „Nation“ durch den Vatikan und die Päpste hat der Vf. hingegen hervorragend herausgearbeitet. Neue Perspektiven eröffnet die Arbeit auch hinsichtlich der vatikanischen Diplomatie, nicht nur gegenüber den „neuen“ Staaten in Ostmitteleuropa, sondern auch gegenüber dem Völkerbund (den die Kirche äußerst skeptisch betrachtete). Hier greift Sch. ebenfalls wieder auf vatikanische Quellen zurück und arbeitet heraus, wie die römisch-katholische Weltkirche kritisch, aber durchaus flexibel, mit den seit dem 19. Jh. entstandenen Nationalbewegungen und der neuen Staatenordnung nach 1918 umging.

Insgesamt ist das Buch eine sehr empfehlenswerte Lektüre, die den Blick auf beide Untersuchungsregionen erweitert und viele neue Einsichten liefert. Lediglich der Feinschliff stellt einen Mangel dar, der bei einer genaueren Durchsicht leicht hätte vermieden werden können. Trotz dieser (geringfügigen) Qualitätsmängel ist das Werk eine lesenswerte Ergänzung zu der Geschichte der beiden Regionen, des politischen Katholizismus und des Verständnisses des Nationsbegriffs.

Dresden

Matthäus Wehowski

Ralph Schattkowsky: Osteuropaforschung in Polen. 1918–1939. Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2019. X, 342 S. ISBN 978-3-447-11337-3. (€ 58,–)

Für seine Studie macht sich Ralph Schattkowsky einen Umstand zum Ausgangspunkt, der für die deutsche Forschungslandschaft zur polnischen (Wissenschafts-)Geschichte der Zwischenkriegszeit charakteristisch ist: Während zur polnischen Westforschung aufgrund ihres Komplementärs „deutsche Ostforschung“ ein umfassender Forschungsstand erreicht ist,¹ wird die Bedeutung der heterogenen und plurizentrischen polnischen Ostforschung der Zweiten Republik häufig unterschätzt. Sch. bietet in seinem Werk einem bereits kundigen Leser:innenkreis ein detailreiches Bild, das als Fluchtpunkt die Frage nach der Definition eines polnischen „Osteuropa“ mit seinen wissenschaftlichen und identitätspolitischen Implikationen und Konzepten wählt.

Methodisch erschließt Sch. durch eine Kombination aus Milieuanalyse und biographischen Fallbeispielen die wissenschaftlichen Netzwerke von Akteuren, Publikationen und Institutionen der polnischen Osteuropaforschung der Zweiten Republik. Er arbeitet damit unterschiedliche Perspektiven und Forschungsansätze heraus und untersucht ihre Wechselwirkungen mit der zeitgenössischen Politik. Seine Kernthese lautet, dass eine Positionierung zu Osteuropa für die Zweite Republik „unmittelbar in die nationale Identitätsbildung“ eingegriffen und dadurch „eine essentielle politische Dimension“ besessen habe (S. 3). In der von Sch. gewählten Darstellungsweise erscheint Wissenschaft damit eher als Teilbereich politischer Geschichte denn als eigenständige Sphäre. Für die Argumentation der Studie ist diese strategische Engführung des Wissenschaftsbegriffs zwar hilfreich, doch bleibt damit ein ausführlicherer Blick über den politischen Tellerrand der polnischen Osteuropaforschung hinaus ein Desiderat.

Nach einer knapp gehaltenen Einleitung stellt Sch. in zwei grundlegenden Kapiteln die leitenden Forschungskonzepte sowie die institutionelle Verfasstheit der porträtierten Wissenschaftslandschaft vor. Zentral für die weitere Argumentation sind davon vor allem geopolitische Interpretationen sowie der polnische Prometheismus als Brückenschlag zwischen Politik und Wissenschaften.

Der Hauptteil der Darstellung gliedert sich in zwei Großkapitel. In einem ersten Schritt bietet Sch. unter dem Titel „Institutionalisierung“ einen ausführlichen Akteurs- und Insti-

¹ Prominent vor allem GERNOT BRIESEWITZ: *Raum und Nation in der polnischen Westforschung 1918–1948. Wissenschaftsdiskurse, Raumdeutungen und geopolitische Visionen im Kontext der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte*, Osnabrück 2014.